

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 154

Posen, den 9. Juli 1929

3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse
von Wilhelmine Fied.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das völlig Unerwartete der Bitte setzte Johann in Bestürzung. Sein Junge, sein Bleibling, inmitten der Räte und Greuel eines Seekrieges, der alle Fährlichkeiten des Landkrieges in zehnfacher Gestalt birgt.

„Ich bin nicht böse“, sagte er. „Aber das geht nicht.“

„Ich bin nicht vornehm genug, um in einer Kogge mit dem Herrn Paten —“

Johann mußte lächeln. „Beruhige dich. Meine Kogge wird voll sein von Wäppnern, die wahrhaftig keine Grafen sind. Aber wir führen keine Knaben in den Krieg.“

„Ich bin sechzehn, Herr Pate, und ich habe Kraft. Neulich hab' ich mit Herrn Jakob Rymanns Hausdiener gerungen, hab' ihn unterlaufen und zu Boden geworfen, daß er lag und zappelte wie ein Maikäfer. Und Jürgen Rymann hat mich gelehrt, den Bogen zu spannen. Ich könnte schon mit jedem Bogner um die Wette schießen. Einen Zaunkönig treff' ich Euch im Fluge.“

Der Knecht, der sich bei irgendeiner Arbeit nicht zu helfen wußte, kam jetzt, um Paternostermafer auf kurze Zeit hinauszubitten, und diente tief, als er den hochgebietenden Herrn erkannte.

„Die irdischen Dinge hängen uns wie ein Klotz am Bein. Man mag sie verachten, so viel man will, sie lassen uns nicht los“, murmelte Heinrich, indem er sich erhob.

„Geh nur, geh“, sagte Johann; es war ihm lieb, mit Klaus allein zu bleiben.

„Der Herr Pate glaubt nicht, was für eine Aufregung in den Werkstätten und Kontoren ist“, fuhr der Junge fort. „Alle Bekehrungen wollen mit gegen die frechen Dänen. Wir wollen ihnen das Fell gerben und ihnen den Raub von Wisby wieder abjagen. Wir haben alle einen Bund geschlossen, nicht eher abzulassen, als bis wir den König Waldemar gefangen und in den Turm gesetzt haben.“

Johann lächelte. „Es können aber nicht alle in den Krieg ziehen, Klaus. Es müssen auch Männer daheim bleiben, die an unserer Stadt Handel und Wandel aufrecht halten und für ihr Gut Sorge tragen.“

„Damit hat's keine Not. Es gibt ihrer genug, die lieber hinter dem Ofen hocken bleiben, wenn sie es auch nicht wahr haben wollen. Aber der Herr Pate braucht einen Jungen, der ihm das Bezer bereitet und den Bezer bringt und ihm die Waffen anlegen hilft. Und der Junge will ich sein.“

„Und wenn ich dich dennoch nicht mitnehme?“

„So werde ich mich unter die Laue und Segel verstecken, daß man mich erst findet, wenn wir auf der Fahrt sind. Aber Bord werdet Ihr mich nicht werfen lassen“, setzte er mit schelmischem Bächeln hinzu.

„Vielleicht nicht. Aber mit der ersten Lübecker Sayle, die uns begegnet, werde ich dich wieder zur Mutter heimsenden.“

„Dann werd' ich mich anklammern, so fest, daß man mir wird die Hände abhacken müssen, um mich zu lösen, und schreien und jammern, daß es den mächtigsten Schiffsvoigt wehren wird.“

Unwillkürlich legte Johann den Arm um den Knaben und zog ihn an sich. Er dachte daran, daß es Germin noch nicht einmal in den Sinn gekommen sei, den Vater begleiten zu

mögen. „Bist ein närrischer Gesell, der nicht weiß, was er redet“, sagte er weich. „Eine Kriagskogge ist kein Lustort, kleiner Freund. Rauh sind die Genossen und rauh das Wetter. Es gibt Dinge zu erleben, davon du dir noch nie etwas hast träumen lassen, und was mich trübe, würde dich mittreffen. Bedenk' das.“

Das junge Gesicht sah ernst und entschlossen aus. Eine leise Ähnlichkeit mit Herrn Heinrich Wittenborg trat hervor.

„Ich hab's bedacht. Ich will lieber mit Euch zugrundegehen, als ohne Euch gute Tage haben, Herr Pate.“

Ein Schleier legte sich über des Bürgermeisters Augen, er konnte nicht gleich sprechen.

„Und deine Mutter, Klaus? Was sagt sie?“

„Noch weiß sie's nicht. Sie soll's auch nicht lange vorher wissen, denn sie wird weinen, und ich kann sie nicht weinen sehen. Aber ändern kann ich's auch nicht. Wenn es soweit ist, werde ich mir Augen und Ohren zuhalten und hinausflüchten, denn von dem Herrn Paten kann ich nicht lassen.“

Wieder vergehen einige Wochen in rastloser Geschäftigkeit. Noch immer ist ein Kommen und Gehen von Boten im Rathaus, und lang und ernst sind die Beratungen der Männer. Bedachtig und ruhig spricht Herr Hermann Galkin. Sein Sinn geht auf die nüchternen Tatsachen. Er weiß genau, was alles der Krieg erfordern wird, und berechnet langsam den Anteil jeder Stadt an den Kosten, wie ein treuer Hausvater, zu dem man Vertrauen haben muß. Er ist sozusagen der Leib des Unternehmens, aber Seele, Feuer, Schwung sind bei Johann Wittenborg. Wenn er spricht, wird die stumme und doch so heiße Heimatliebe dieser Männer noch glühender. Der Kampf ist ein Nichts; diese Dänen — pah! Man hält den Sieg schon in Händen, schmeckt ihn, genießt ihn. Die grauen Augen funkeln, um die bärtigen Lippen fliegt ein Schmunzeln. In solcher Stimmung wird auch eines Tages die Frage nach dem Admiral entschieden. Johann Wittenborg wird die Flotte führen, das scheint selbstverständlich. Die Königin der Hanse stellt den Führer, und es gibt keinen besseren. Solange der Bürgermeister spricht, hat er die Ratmannen mit Ausnahme des einen in der Hand, aber wenn die feurige Rede verhallt ist, wird's doch etwas anders. Dann steigt mancher aus dem Himmel der Begeisterung wieder zur Erde herab und hört auf Bernhard Oldenborchs Spötteln: „Mit Worten hat er uns ja heute mal wieder weidlich besoffen gemacht; nun laßt uns abwarten, wie seine Taten sein werden.“

Endlich ist alles zum Vorschlagen bereit, und auch die Abgabebriefe, die Rache fordern für Wisby, sind in König Waldemars Händen. Er verzieht den hochmütigen Mund und wendet sich an den Hofnarren, der hinter seinem Sessel steht.

„Nun, Euer Gnaden von der Pritsche, was sagt Ihr zu meinen Freunden, den Hansen?“

Und der Narr lacht wie unsinnig, daß sämtliche Schellen seiner Klappe klingen, und singt dazu:

Siebenundvierzig Henze
haben siebenundvierzig Gänse.
Besten mich nicht die Gänse,
so sicher ich mich nicht um die Henze.“

XL

In Johannis Schrecksammer wachte Herr Gregorius Frieden-
hagen, der Notarius, die Feder aus und erhob sich. „Was
wäre eine überflüssige Arbeit erledigt, hochgebietender Herr“,
sagte er mit dem nichtsbedeutenden Bächeln, das gleichsam

wie ein Beert der Natur veränderlich auf seinem stumpf-
nasigen Gesicht stand.

Der Bürgermeister rollte das Pergament, unter das er
soeben Siegel und Unterschrift gelegt hatte, zusammen: „Wieso
überflüssig? Ich hab' mein Schallatein noch nicht vergessen,
Herr Gregorius: media vita in morte sumus, sonderlich,
wenn man in den Krieg zieht. Es ist immer geraten, sein
Haus zu bestellen und sein Testament zu machen.“

Der Notarius warf einen Blick über die prachtvolle, kraft-
strotzende Gestalt. „Verzeiht, daß ich lache, hochgebietender
Herr, solche Worte klingen späßhaft im Munde eines Mannes,
der aussieht wie das liebe Leben in höchsteigener Person.
Aber ich verstehe. Man hat so seine kleine superstitio.
Ein Testament hat etwas Vorbeugendes, ist gewissermaßen
ein kleines Opfer an die Götter, wie die heidnischen Poeten,
die Gott nicht erleuchtete, sagen würden. Nun, ich wünsch'
Euch alles Heil und eine Wiederkehr als Sieger“, sagte der
Notarius, indem er seinen Goldgulden einstrich und sich davon hob.

Johann hielt das Pergament sinnend in der Hand, bevor
er es in einem der tiefen eichenen Wandschränke verwahrte.
Ein Testament hatte so etwas Eigenes. Es verkörperte gleich-
sam im voraus jene Zeit, da man nicht mehr stolz und auf-
recht stehen, nicht mehr mitraten und -taten konnte, da man
nicht mehr mit dabei war, wenn am Morgen das freundige
Licht die Schlüfer zu neuem Tag weckte, all das, was so
seitsam und unmöglich scheint. Der Notarius hatte wohl
recht, Bürgermeister Wittenborg und der Tod paßten nicht
zusammen, und doch hatte Johann seit Tagen einen leisen
Druck auf dem Gemüt gefühlt, der ihn schließlich gezwungen
hatte, das zu tun, was soeben geschehen war. Zwei Dinge
waren es, die ihm besonders am Herzen lagen. In seines
Vaters Grabe wollte er ruhen, wenn er nicht als Sieger heim-
kehrte. Die geliebte Marienkirche, die jedem Lübecker Sinn-
bild der Heimat war, sollte ihn mütterlich umschließen. So-
dann hatte er für Klaus sorgen wollen. Den Hof in Krem-
pelshof, der Frau Beates Erbeil gewesen war, hatte er
ihm bestimmt. Das bedeutete für Gerwin und Hans keine
Benachteiligung. Die blieben noch immer reich genug. Die
Hand auf den Tisch gestützt, sah er nachdenklich vor sich hin.
Es war ja nun wirklich so gekommen; er würde Klaus mit-
nehmen.

Der Junge hatte sich einfach nicht abweisen lassen,
und der Gedanke, den über seine Jahre hinaus Verständigen
als Freund und Vertrauten Tag und Nacht um sich zu
haben, war unsagbar verlockend gewesen. Der hatte ihn
schließlich auch schwach gemacht. Und doch blieb ein unbehag-
liches Gefühl, ein unbestimmtes Warnen. Ihm war, als
raune ihm jemand das Wort „Unfreiheit“ ins Ohr. Aber
wie konnte das sein? Wann wäre je ein hantischer Bürger-
meister von seiner Pflicht gewichen, oder wie konnte jener
Treueste der Treuen ihm zur Gefahr werden? Er schüttelte
unmutig den Kopf, nahm Mantel, Schwert und Barett und
verließ das Haus.

In den Straßen herrschte ein eigentümliches Treiben, wie
am Vorabend eines großen Ereignisses; sie waren erfüllt von
feiernden und doch unruhigen Menschen. Viele merkten auf,
als der Bürgermeister vorüberging, der morgen das hantische
Aufgebot gegen den Feind führen sollte. Man blieb stehen
und sah nach ihm. Hier und da rief eine Stimme: „Heil,
Herr Johann!“

Er lächelte und nickte. „Heil, Lübeck!“ rief er zurück. Im-
mer noch freute ihn die Anhänglichkeit der Leute, darin ganz
unähnlich seinem Vater, der allezeit von patrizierhafter Kühle
und Form gewesen war. In der Holstenstraße sprang ein
Mann in dunkler Tracht zur Seite, riß sich den Mantel ab
und zog die Kappe, indem er sich unterwürfig verneigte. Das
war Meister Hans, der Fenster, der Uneheliche, der in solcher
Weise vor den Herren vom Rat über den Rinnstein ausweichen
mußte, als könne seine Nähe die Großmächtigen beflecken.
Auch ihn streifte Johann mit gutigem Blick. War diese Uneh-
lung nicht eigentlich widersinnig, wo doch das „strenge Recht“
ohne Meister Hans gar nicht hätte geübt werden können?,
dachte er, während er das Tor durchschritt. Auf der unteren
Trape lagen, grimmig anzusehen, die gewaltigen hochbordigen
Koggen, die Sturmwögel des Krieges, die den Sieg zurück-
bringen würden; es konnte ja gar nichts anderes sein.

Vom Bootsmann geführt, schritt eben die Mannschaft des
Admiralschiffes heran, hochgewachsene, derbe Männer, wie

nur die Wasserleute sie hervorbringt. Eine Anzahl von Rat-
männern und Geschlechterherren hatte sich eingefunden, um
dem Ausmarsch zuzusehen. Der alte Ratsherr Stalbud trat
mit Gottschalk Bardewiel zu Johann: „Beim Kreuz, was für
Arme und Beine“, schmunzelte er. „Deftige Kerle, alle mit-
einander. Nur der eine in der letzten Reihe, der paßt nicht
dazu. Seht ihn.“

Es war Klaus. Er riß die Kappe von den Loden, und
sein schönes, junges Gesicht strahlte. „Heil, hochgebietender
Herr!“ rief er fröhlich.

„Ein schöner Bursch, nur zu jung. Sieht fast aus wie ein
Junker. Wie kommt Ihr zu dem?“

Johanns Augen folgten Klaus mit zärtlichem Stolz. Er
dachte an den jungen David, wie er auszog zum Kampf
gegen den Riesen. Sah der Sunge nicht wie ein junger Fürst
aus zwischen den grobschlächtigen Wäppnern?

„Der Bootsmann hätte ihn nicht annehmen sollen; wer
ist er?“ fragte Stalbud nochmals, als Johann zu antworten
vergaß.

„Klaus Alufow heißt er; aus der Dankwartsgrube. Er
kam zu mir und flehte mich an, ihn mitzunehmen. Er ist
mein Potensohn und mir sehr angetan. Ich konnt's ihm nicht
weigern. Ueberdies ist er ein tüchtiger Bogner und wird
seinen Mann stehen, des bin ich gewiß.“

„Dann ist's also seine Liebe zu Euch, die ihn Euch so ähn-
lich macht“, lachte Stalbud, der kleine Anzüglichkeiten liebte.
Hinzutretende Ratsherren machten dem Gespräch ein Ende.
Mit vorgestrecktem Kopf, wie ein witternder Fuchs, stand
Gottschalk Bardewiel, um Klaus nachzusehen. Teufel, hatte
nicht Bernhard Oldenborch gesagt, er habe Johann an dunk-
len Abenden mehr als einmal in der Dankwartsgrube ge-
troffen, ohne Ratsherrenhut, die Kappe in die Ästen gezogen,
wie jemand, der nicht erkannt zu werden wünsche? Sollte
es nun vielleicht doch noch glücken, die Spur zu finden, die
Tefse und er so lange vergeblich gesucht hatten?

Der Märzabend dämmerte, als die Herren den Heimweg
antraten. Einige wollten Johann das Geleit bis zu seinem
Hause geben. Der Bürgermeister lächelte: „Ich dank' Euch
für die Ehre, Ihr Herren, aber ich muß noch wegen meiner
Rüstung zum Waffenschmied am Klingenberg gehen. Als es
je mir schickte, waren die Schienen des linken Armes nicht be-
weglich genug. Will sehen, ob er den Schaden gebessert hat.
So muß ich Euch jetzt Lebewohl sagen, Ihr Herren.“

„Ich wünsch' Euch noch einmal eine geruhlsame Nacht an
Land“, sagte der Ratsherr Darfow. „Wer weiß, wie lange
die Kofe des ‚Drachen von Lübeck‘ Euer Bett sein wird.“

„Nicht gar zu lange, hoff' ich“, sprach Johann. „Wenn
die Heiligen uns vor Helsingborg Sieg geben, können wir
zurück sein, ehe das Korn abgeschnitten wird.“

Der alte Stalbud schüttelte Johann die Hand. „Morgen
in der Frühe werd' ich Eurer gedenken und mich grämen, daß
ich zu alt bin, um mit Euch auszugehen. Unser Herr und
seine heilige Mutter mögen Euch geleiten und Euch reichlich
heimbringen, Admira!“

Nun drängten auch die anderen heran; es gab ein großes
Händeschütteln. Johann war in feuriger, gehobener Stim-
mung. Etwas von dem stolzen Fieber des beginnenden
Kampfes pochte ihm schon im Blut. Darauf ging er und sah
dann winkend noch einmal zurück. „Heil Lübeck! Heil Lübeck!“

Und so — schön, mutig und hoffnungsvoll blieb er in der
Erinnerung aller, die ihn beim Abschied gesehen hatten. —

„Ich will zehn Jahre im Fegfeuer liegen“, murmelte Gott-
schalk Bardewiel, „wenn der jetzt zum Waffenschmied geht,
Gib acht, werter Schwager, heut komm' ich die auf die
Schliche.“

Er barg sich einen Augenblick in einem Haustor, um
Johann einen Vorsprung zu lassen, dann ging er, sorgsam
den Abstand innehaltend, hinter ihm her. — — —

In der Arbeit und Unruhe der letzten Wochen war es
Johann nicht möglich gewesen, zu Barbara zu kommen, nun
trieb ihn das Verlangen, sie vor der Ausfahrt noch einmal
zu sehen und mit ihr von Klaus zu sprechen.

Niemand war auf der Diele, nur der Kater lag und schlief
in einer Ecke, und Johann dachte wehmütig daran, wie oft
Klaus ihn hier mit einem Freudenthrei entgegengesprungen
sei. Behutsam öffnete er die nur angelegte Stubentür. Am
Bettstempel vor dem Heiligenbild kniete die Frau. Tief hielt
sie den Kopf gesenkt, und ihre Schultern zuckten. Sie schien

wie eingehüllt in trostlose Verlassenheit. „Barbara!“ sagte Johann sanft.

Da fuhr sie auf und starrte ihn verwirrt an.

„Ihr! Oh, was tatet Ihr mir an! Warum nahmt Ihr mir Klaus?“ schluchzte sie.

„Ich nahm ihn nicht. Er kam von selbst zu mir und wollte sich nicht abweisen lassen. Glaubt mir, ich tat, was ich konnte, um ihn zurückzuhalten.“

„Ich weiß“, nickte sie. „So sagte er mir, als ich Euch anlagte. Aber Euer Zauber ist zu stark. Oh, wie hab' ich ihn gebeten, hierzubleiben; viel fehlte nicht, so hätt' ich vor ihm

auf den Knie gelegen. Aber ich hatte keine Macht gegen Euch. Er herzte und küßte mich, und danach verließ er mich.“

Johann nickte halb zärtlich, halb kummervoll. „Mir wäre es, bei Gott, tausendmal lieber, er wäre noch hier und in Sicherheit, aber dann hätt' ich ihn müssen mit Gewalt vom Schiff schleppen lassen; freiwillig wäre er nicht gegangen.“

Barbara seufzte schwer. „Ach, auch das hätte nichts genützt. All seine Gedanken wären doch immer nur bei Euch gewesen. Ich hab' ihn eben ganz an Euch verloren.“

Er sah sie ernst und nachdenklich an. „Ich fürchte, Barbara, ich hab' Euch wenig Seil gebrach.“

(Fortsetzung folgt).

Bilanz des Zigeunerprozesses.

Kaschau, 28. Juni.

Die „Frankf. Ztg.“ bringt folgende Bilanz:

Run beraten die Geschworenen über die ihnen vom Gericht vorgelegten 632 Schuldfragen, welche die sechs Mordtaten der Zigeuner betreffen, und es wird hierbei nicht sehr viel herauskommen — ebenso wenig wie in den fünf Wochen der Beweisaufnahme an den Tag gebracht wurde. Denn was bisher nur die genaueren Kenner des Zigeunerstammes wußten, das hat sich nun in größerer Deffentlichkeit kundgetan: die Zigeuner wohnen eigentlich nur durch Zufall in Europa. Sie sind ihren ältesten Traditionen ungezügelter Wildheit, seit ihrer Einwanderung aus östlichem Asien, treu geblieben, sie anerkennen nicht die Gesetze unserer menschlichen Gesellschaft, sie kennen keine Religion in unserem Sinne: sie sind Wilde, und dies in einer Art, wie wir es bisher nur von irgendwelchen Stämmen Innerafrikas zu glauben geneigt waren. Gewiß — man hat sich sicherlich jahrzehntelang nicht um sie gekümmert, aber ob dieses Verschulden der ungarischen Herrschaft so ein großes war, läßt sich nicht so ohne weiteres behaupten, da die Zigeuner doch in allen Ländern umherziehen — auch in Deutschland — und auch dort Verbrechen begehen, wie erst kürzlich der Kinderraub bei Stuttgart bewies.

Aber die Gesellen von Moldawa waren von besonderer Verkommenheit. Sie arbeiteten selten oder nie, sie hatten nur die Sorge um ihr Essen, und ob es nun Diebstahl, Raub oder Raubmord war, was ihnen als Mittel zum Zweck diente, das war ihnen gleichgültig. Sie waren nach dem wörtlichen Zitat ihres Anführers Zilke „immer große Schurken, sie raubten und mordeten, wo sie nur konnten“. Eben dieser Zilke, dem der Galgen gewiß zu sein scheint, ist ein besonderer Kerl, denn in ihm präsentiert das Zigeunertum seinen echten Vertreter. Sie alle, die Angeklagten kennen den Begriff Wahrheit nicht: er aber übertrumpft sie. Denn was dieser Mann während der Verhandlung an Lügen aufstufte, war epokal. Einmal wußte er dies; dann hatte er jenes gesehen, heute bezichtigte er den einen der Mittäterschaft, dann den anderen, am dritten Tage wollte er überhaupt nicht einmal selbst dabeigewesen sein, und am vierten behauptete er, nie von der Sache gesprochen und auch nie etwas hiervon gehört zu haben. Er antwortete auch auf eine Frage, ob er Gott kenne: „Gott? Mit dem habe ich noch nie gesprochen.“ Und meinte dies vermutlich in jeder Beziehung ehrlich, auch wenn er sich nur über Frage und Fragesteller lustig machen wollte.

Ob diese Leute ihre Opfer wirklich gegessen hatten: wohl nie wird es einwandfrei zu konstatieren sein. Die Verteidiger machten öfters Vorstöße, um die Behandlung der Kannibalenfrage zu erzwingen, aber der Staatsanwalt (!) war dagegen, das ging ihm wohl wider den Strich seiner höheren Weisungen, und später war auch der Vorstöße nicht sehr erbaut, wenn einmal die Rede auf die Geständnisse der Zigeuner kam, die ja seinerzeit freimütig von ihren menschenfresserischen Orgien erzählt hatten. Es war die Ausschaltung dieses für die Bewertung der psychischen Einstellung der Angeklagten wichtigen Punktes eine der Gelegenheiten für die Verteidiger, die Wichtigkeitsbeschwerde einzulegen, so daß wir ja über kurz oder lang noch einmal das Vergnügen haben werden, diesmal aber in gekürzter Form, die Verbrechen rekapituliert zu hören.

Welche Strafen die Zigeuner zu erwarten haben, ist ungewiß, aber daß sie vermutlich für alle letal enden werden, kann angenommen werden. Denn wiewohl der Strang kaum für alle gedreht werden wird (war doch ein Großteil der Burschen bei Begehung der Mordtaten noch unter 18 Jahren), so wird es wohl mit kräftigeren Kerkerstrafen ausfallen und diese Strafe hält ein Zigeuner weniger aus als jeder andere Mensch. Die Tuberkulose rafft ihn dann schon bald weg. So starben während der Voruntersuchung drei Zigeuner, und einer von ihnen wurde als Sterbender aus dem Gerichtssaal weggetragen, da niemand, auch nicht der Staatsanwalt, mehr ein Interesse hatte, den Todtranken wegen seiner Verbrechen auszufragen.

An Positivem hat ja der Prozeß wenig erbracht: aber er gab einen Einblick in das Leben der Zigeuner, wie er bis dahin kaum möglich gewesen war. Die Art, wie die Leute ihre Opfer um die Ede brachten, hatte schon kaum mehr etwas Menschliches an sich. Sie weideten sich an der Todesangst und den Qualen

der Unglücklichen, die sie noch um ihr Leben bitten ließen, ehe sie ihnen den Garaus machten. Bezeichnend ist die Szene, wie Zilke eine Bäuerin ermordete (ein Fall, der vor Jahren geschah und dessen Opfer heute noch unbekannt ist, daher als der Mord an der unbekannten Bäuerin in den Akten figuriert). Er traf sie im Walde und grüßte freundlich: „Wohin gehst du, Tantschen.“ Die Antwort: „Nach Kaschau.“ „Na, dorthin wirst du schon nicht mehr kommen!“ erwiderte der ironisch veranlagte Bandenführer, legte seine Finger um den Hals der Frau und erdrosselte sie.

Da war es wohl kein Wunder, wenn mitunter dem Vor-sitzenden, der sich neben diesen wirklichen Schauer geschichten auch noch tagelang die Lügen und die Verdrehtungen der Mordbuben anhören mußte, die Geduld riß und der dem Zilke, der immer betonte, sich nicht vor dem Galgen zu fürchten, zurief: „Ich werde schon dafür sorgen, daß du an den Galgen kommst!“

Die mehr als grellen Streiflichter, die dieser Prozeß auf das Leben der Zigeuner wirft, deren es doch Hunderttausende in Europa gibt, werden vielleicht das Gute haben, daß man sich vermuthlich doch eingehender mit der Frage befassen wird, was mit diesem Volk, das sich durchaus nicht assimilieren will, zu geschehen hat. Gewiß, es sind schon Zigeunerschulen und andere Wohlfahrtseinrichtungen in den in Frage kommenden Gebieten eingerichtet worden, aber es scheint nicht, als ob die Zigeuner von modernen kulturellen Einrichtungen gern Gebrauch machten.

Wesen und Wert des Tonfilms.

Von Ernst Hugo Correll, Direktor der Ufa.

Der Uebergang der Filmindustrie vom stummen Film zum Tonfilm bringt eine Umwälzung der bisherigen Arbeitsmethoden mit sich, deren Umfang sich bis vor kurzem nicht einmal der Fachmann bewußt war. Auch nicht die kürzeste Strecke der Produktion bleibt ohne einschneidende Aenderung oder Erweiterung. Es beginnt beim Manuskript. Bisher bildete das fertige Drehbuch nur die Unterlage für die Arbeit des Regisseurs im Atelier. Es ist oft genug vorgekommen, daß ein plötzlicher Regieeinfall während des Drehens ganze Szenenfolgen des Manuskripts geändert hat. Ebenso häufig war es, daß die Zusammenfassung des Films wesentliche Abweichungen gegenüber dem Manuskript im Schnitt der Szenen und in den Titeln brachte. In Zukunft ist das unmöglich. Die Tonfilmaufnahme kann weder während der Aufnahme verändert, noch darf sie im Schnitt gekürzt werden. Jede Veränderung nach Fertigstellung des Drehbuches würde eine Unterbrechung oder Zerreißung der den Tonfilm begleitenden Musik bedeuten. Auch der Architekt muß umlernen. Es kommt in Zukunft nicht mehr allein auf die bildhafte Wirkung der Bauten an. Es muß vielmehr in stärkster Weise die Akustik berücksichtigt werden. Die Auswahl der Schauspieler muß in Zukunft nach anderen Gesichtspunkten getroffen werden. Sorgfältige Prüfungen haben festzustellen, welche Stimmlagen sich für die Wiedergabe durch das Mikrophon am besten eignen.

Die einschneidendste Aenderung erfährt die Aufnahme selbst. Die starke Unterstützung der Schauspieler durch den Regisseur während der Aufnahme muß in Zukunft unterbleiben. Die Regiearbeit hat vielmehr völlig lautlos zu erfolgen. Das bedingt eine außerordentliche Erhöhung der Probezeit. Der Filmschauspieler muß sich daran gewöhnen, beinahe mit artistischer Genauigkeit zu probieren. Es ist selbstverständlich, daß er auch, wie der Sprechschauspieler, seine Rolle peinlich genau zu lernen hat. Gegenüber den Sprechschauspielern ist er dadurch noch im Nachteil, daß er ohne Souffleur arbeiten muß. Stärker als bisher wird das ununterbrochene Durchspielen ganzer Szenen nötig sein. Die Großaufnahme bedeutet bisher im Film den eindeutigen Hinweis auf die Wichtigkeit eines Szenenausschnitts. Das gesprochene Wort wird durch die akustische Wirkung in vielen Fällen die optische Betonung durch die Großaufnahme hin-

fällig machen. Eine starke künstlerische Möglichkeit, die man bisher weder auf der Bühne noch im Film kannte, liegt im folgenden: Der Tonfilm vermag das Spiel einer Person zu zeigen, die auf ein gleichzeitig vom Zuschauer gehörtes Geräusch oder eine Stimme reagiert. Die Aufnahmen bereiten in Zukunft stärkere Schwierigkeiten. Die fahrbare Tonfilm-Apparatur wird nicht in allen Fällen in Tätigkeit treten können. Sie muß versagen, wenn die Nebengeräusche im Freien stärker sind als das nur für den Tonfilm bestimmte Geräusch. Ähnlich wie beim Rundfunk wird man daher dazu greifen müssen, derartige Szenen mit künstlich hergestelltem Geräusch nachträglich im Atelier zu untermalen.

Die Internationalität des Films wird durch den Ton nicht unterbunden, sondern erhöht werden. Musik und Ton sind bei allen Völkern gleichberechtigt. Der 100prozentige Sprechfilm wird sich allerdings zu einer rein nationalen Angelegenheit entwickeln. Aber der gemischte Ton- und Sprechfilm wird genau wie bisher in allen Ländern gezeigt und verstanden werden können. Die unwichtigen Stellen des Dialogs werden in doppelter Fassung gedreht werden: einmal stumm und einmal sprechend. Die wichtigen Stellen des Dialogs werden in den Hauptsprachen der Erde gedreht werden. Der Tonfilm wird nicht, wie seine wenigen Gegner behaupten, gestimmtes Theater werden. Er wird vielmehr seine neuen besonderen Wege gehen, die zu dem Ziel einer völlig neuen Kunst, der Tonfilmkunst führen.

Geistergeschiffe.

Vor ein paar Jahren mußte der norwegische Dampfer „Raa“ im englischen Kanal von der Mannschaft verlassen werden. Es herrschte in jenen Tagen dichter Nebel, das Schiff trieb hilflos mit der Strömung, tauchte einmal hier, einmal dort auf, bis es verschwand und nie mehr gesehen wurde. Wahrscheinlich ist es während eines Sturmes an den Klippen zerschellt und untergegangen.

Dies ist der typische Vorgang, mit dem fast alle Sagen von Geistergeschiffen zu erklären sind. Ein treibendes Boot, ohne eine Spur von Leben an Bord, wird im Nebel oder im Mondschein gesichtet, man ruft es an, erhält keine Antwort, das Boot verschwindet, wird von Seeleuten auf andern Schiffen ebenfalls festgestellt, und schließlich hört und sieht man nichts mehr davon: als Geistergeschiff geistert es über die Ozeane. Wer erlebt hat, wie unheimlich gerade der Nebel auf See die Größenverhältnisse verzerrt, und welch beklemmenden Eindruck unter solchen Umständen ein lautlos vorbeifahrender Dampfer oder eine mit vollen Segeln sinnlos taumelnde Bark hervorruft, dem wird zur Erklärung der vielen Meeresspenster eigentlich nichts fehlen. Kommt hinzu, daß die „Fahrensteute“, wie die Mannschaften vor dem Mast genannt werden, auch heute noch sehr abergläubisch sind. Seltsame Naturerscheinungen in den tropischen Meeressteilen und die tiefe Einsamkeit der Nächte begünstigen diesen Aberglauben, haben ihn vermutlich gezeugt, und es bedarf meist nur eines geringen Anstoßes, um ihm neue Nahrung zu geben.

Kein Küstenstrich auf der ganzen Erde, der nicht sein Spezialgeister hätte! Entweder wurde die Erzählung heimkehrender Seeleute zum Anlaß der Sagenbildung oder ein Ereignis an der Küste selbst lieferte den Stoff. Eine der interessantesten Geistergeschiff-Sagen lebendig, interessant deshalb, weil sie sich auf ihren Ursprung zurückverfolgen läßt. Ein geisterhafter Kapitän, heißt es, fuhr in alle Ewigkeit mit einem Totenschiff umher. Der Sage aber liegt dieser Tatbestand zugrunde: Ein kleines Segelschiff, auf der Reise von Medford nach Westindien, geriet in Windstille, die Lebensmittelvorräte und das Wasser wurden knapp, und von der Besatzung starb einer nach dem anderen, bis kein lebendes Wesen mehr an Bord war. In diesem Zustand fanden Seeräuber das Schiff. Da Anrufe nicht erwidert wurden, ließen sie sorglos längs, und der Piratenkapitän sprang als erster an Deck des fremden Fahrzeuges. Kaum war dies geschehen, als ein steifer Wind aufkam, der sich bald zum Sturm erhob. Das Seeräuberschiff trieb ab, konnte infolge des einsetzenden Wellenganges nicht zum zweiten Male neben dem Segler anlegen, auf dem sich der Kapitän befand, und Priße und Führer mußten einem ungewissen Schicksal überlassen werden. Man hat von dem Totenschiff nie wieder etwas gesehen. Wahrscheinlich ist es mangels jeder Navigierung sofort im Sturm untergegangen. Der Sage nach aber fährt es in der Karibischen See umher und bringt Tod und Verderben allem, was ihm in den Weg kommt. Es ist nicht unmöglich, daß Wilhelm Hauff's bekannte „Geschichte von dem Geistergeschiff“ auf diesem Vorgang basiert.

Die einschlägige Literatur, so wenig zugänglich sie ist, weist übrigens eine ganze Menge sogenannter beglaubigter Tatsachen auf. Eine davon mag erwähnt werden. Sie befindet sich in dem Buch, das die Kreuzerfahrt der „Bacchante“ erzählt, einer englischen Fregatte, die in den Jahren 1879 bis 1882 den jetzigen König von England durch alle Meere führte. Er war damals noch Prinz von Wales und Seeladett. In der Nacht zum 11. Juli 1881, am Kap Horn, leuchtete plötzlich an Steuerbord ein roter Schein auf, in dessen Mittelpunkt die Masten einer Brigg deutlich zu unterscheiden waren. Die Entfernung zwischen der Fregatte und dem seltenen Nachtpantom betrug nicht mehr als 200 Yards. Der Prinz und zwölf Personen bezeugten schrift-

lich, das fremde Licht und die Brigg gesehen zu haben. Mit einem Schlage war dann alles verschwunden. Merkwürdigerweise verunglückte unmittelbar darauf der Ausgucksmann, der das Licht gemeldet hatte; er fiel aus dem Bortopp an Deck und blieb zerschmettert liegen. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß es sich auch in diesem Fall um ein Boot gehandelt hat. Vielleicht ist die treibende Brigg in das Zentrum einer Meteorerscheinung geraten, und es läßt sich denken, welchen Eindruck diese Szene auf den armen Ausgucksmann gemacht hat. Er verlor vor Schreck das Gleichgewicht und stürzte ab.

Unmöglich kann man von Geistergeschiffen reden, ohne den „fliegenden Holländer“ einzubeziehen. Die Sage an sich ist zu bekannt, als daß sie einer Erläuterung bedürfte. Weniger bekannt sind die Ereignisse, die ihr zugrunde liegen und der Zeitpunkt ihrer Entstehung. Man nimmt wohl allgemein an, daß die Sage in der Blütezeit der holländischen Ostindien-Kompagnie (1602 bis 1795) entstanden ist. Dies trifft aber nicht zu. Die Erzählungen von „fliegenden Holländer“ tauchten erst nach dem Jahre 1806 auf und knüpften sich an das tragische Schicksal des holländischen Kapitäns Vanderbeden, der ums Kap der guten Hoffnung nach Indien fahren wollte. Unterwegs brach an Bord seines Schiffes eine Seuche aus, vermutlich die Beri-Beri-Krankheit. Vanderbeden versuchte mehrfach, einen Hafen anzulaufen, wurde aber stets von den Behörden zurückgewiesen, da man eine Einschleppung der Seuche befürchtete. Wieder und immer wieder mußte der holländische Kapitän aufs Meer hinaus. Er ist dann mit seinem Schiff verschollen; offenbar hat die Seuche die ganze Mannschaft dahingerafft, worauf ein Sturm die hilflose Bark zerschlug. Nachträglich, im Laufe der Jahrzehnte, sind diese Ereignisse dann zurückdatiert worden.

Aus aller Welt.

Eine wertvolle Blumenausstellung. In Chelsea, einem Londoner Stadtteil, findet gegenwärtig eine Blumenausstellung statt, die an Wert der ausgestellten Objekte und an Seltenheit die meisten früheren ähnlichen Ausstellungen übertrifft. Der Wert der ausgestellten Pflanzen wird auf 50 000 Pfund (mehr als 1 Million Mark) geschätzt. Man hat Kakteen aus Kalifornien herübergebracht, die man in Europa bisher noch nie gesehen hat. Man hat zum Transport der Pflanzen größtenteils Flugzeuge verwendet, um sie möglichst schnell und frisch nach London zu bringen. Die ausgestellten Orchideen allein, unter denen sich ausgewählte Exemplare befinden, repräsentieren einen Wert von etwa 32 000 Pfund. Die Ausstellung wird natürlich von Interessenten aus aller Welt besucht.

Das Operettenlibretto von Georg Kaiser. Georg Kaiser arbeitet an einem Operettenlibretto, das fast vollendet ist. Die Operette bekommt den Titel „Zwei Krawatten“, die Musik dazu schreibt M. Spoliansky. Direktor Klein wird die Kaisersche Operette als Eröffnungsvorstellung des Berliner Theaters im kommenden Herbst herausbringen.

Ein drahtloser Schachwettkampf Byrds. Professor Mc Gill von der Universität in Montreal (Kanada) hat an Byrd oder einen seiner Mitglieder von der Südpolexpedition zu einem Schachwettkampf herausgefordert. Der Kampf soll auf drahtlosem Wege ausgetragen werden. Die Distanz zwischen dem jetzigen Standort der Byrdschen Expedition und Montreal beträgt ungefähr 11 500 Kilometer.

Das Maleratelier in der Kirche. Die Kirche Saint-Julien le Pauvre ist eine der schönsten gotischen Kirchen von Paris; sie gehört der griechisch-katholischen Kirchengemeinde. In dieser Kirche trifft man gegenwärtig zahlreiche Maler, die vor ihren Staffeleien sitzen und das Innere der Kirche abtonterfeien. Ein Lehrer geht zwischen diesen Malerschülern umher, und die Kirche gleicht mit dem Farben- und Terpentinengeruch eher einer Malerschule als einem Gotteshaus. Der Pfarrer der Kirche hat sich nämlich, um die Kirche erhalten zu können, dazu entschlossen, einer Malerschule die Erlaubnis zu geben, in der Kirche zu malen. Jeder der Schüler hat monatlich eine Summe dafür zu zahlen, daß er das Interieur der schönen Kirche als Studienobjekt benutzen darf.

fröhliche Ecke.

„Sie gönnden sich eegendlich schon lange als Landsmann zu ergennen gäm!“ — „Godd, mr schenierd sich draußen rum ä bißchen, schbrachlich hervorzedruden! Se wissen schon, warum...“ — „Aber bei Ihnen härd mirsch gar nich so raus!“ — „Freilich, mir ham se's och schon gesagt: Wenn ich bißchen lauder schbräche un bißchen schneller, un 's weecher B bißchen härder schbräche, gönnd ich diräggd mid än Bodsdammer verwechfeld wärn.“

Alle Welt blickt verwundernd auf den Kinderwagen, den Herr und Frau Piepmann abwechselnd im Stadtpark vor sich herschieben. Mit Stolz kam das Elternpaar nebst Sprößling heim und blickte schließlich entgeistert auf ein Pappstift, das an dem soeben gekauften Wagen verhängentlich haftete: „Unser jüngster Schlaager, von keiner Konkurrenz zu überreffen.“